



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Denkwürdigkeiten zur Geschichte der deutschen Literatur.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

## Denkwürdigkeiten zur Geschichte der deutschen Literatur.

Es gibt einen Zeitraum in unsrer Geschichte, der freilich nur ein halbes Jahrhundert umfaßt, in welchem die Literatur der wirkliche Lebensinhalt unsres Volks war. Für das Verständniß dieser Zeit ist es wichtig, die Wandlungen, die sich in der Poesie zeigen, auch in dem Leben der einzelnen Menschen zu verfolgen. Ueber Goethe, den Mittelpunkt dieser Entwicklungsperiode, sind so zahlreiche biographische Commentare erschienen, daß man sich allmählig daran gewöhnt hat, seine einzelnen Werke nur als Erläuterungen zu dem Kunstwert seines Lebens zu betrachten, was auch in gewisser Beziehung ganz dem Sachverhalt entspricht; es ist aber nothwendig, darüber die Lebensbeziehungen der gleichzeitigen Dichter nicht zu übersehen und auch diejenigen Männer ins Auge zu fassen, die mehr recipirender, als productiver Natur waren, die uns aber, wie der Chor in der alten Tragödie, die Stimmung versinnlichen, in welcher wir die Action der eigentlichen Helden aufzufassen und zu verstehen haben. Es sind nun sehr schätzenswerthe Beiträge erschienen, die aber verstreut und zum Theil schon gänzlich verschollen sind. Wir wollen einige derselben wieder ins Gedächtniß des Publicums zurückerufen, welches sich zwar für die vereinzelt Biographie eines an sich nicht sehr bedeutenden Mannes wenig interessirt, wenn es sich aber gewöhnt, alle diese Erscheinungen im Zusammenhang zu betrachten, auch den fragmentarischen Darstellungen seine Theilnahme schenken wird. — Wir beginnen mit einem neuen Werk, welches zwar als Handschrift gedruckt ist, welches aber wohl verdient, in den Buchhandel überzugehen, da es höchst schätzbare Mittheilungen über die Blüte der Kunstperiode von Jena enthält.

Aus dem Leben von Johann Dietrich Gries. Nach seinen eigenen und den Briefen seiner Zeitgenossen. (Als Handschrift gedruckt.) 1855. —

In den Jahren 1793—97 bildete sich in Jena, der Brutalität des gewöhnlichen Studentenlebens und namentlich der Ordensverbindungen gegenüber, ein literarisches Kränzchen, welches sich die Gesellschaft der freien Männer nannte und mit den damaligen Führern der Literatur, mit Goethe und Grenzboten. II. 1855.

Schiller, mit Fichte und Schelling, mit Schlegel und Tieck in unmittelbarer Berührung stand. Zum Theil waren es noch wirklich Studierende, zum Theil aber auch solche, die den akademischen Cursus bereits anderwärts absolvirt hatten und nur noch der höhern Ausbildung wegen nach dem damaligen Centralpunkt aller deutschen Bildung gekommen waren. Das Kränzchen wurde gestiftet von August Hülsen, geboren 1763 in Brandenburg, in Jena 1794—97, eifriger Mitarbeiter an den Zeitschriften der Schlegel und Schellings, und von Erich von Berger, auf den wir später ausführlicher eingehen. Ferner gehörte dazu Herbart, Rist, Smidt, der spätere Bürgermeister von Bremen, und andere, aber den Mittelpunkt der Verbindung bildete Gries, der in Jena zurückblieb, nachdem alle frühern Verbündeten sich in alle Weltgegenden zerstreut hatten.

Gries war in einer wohlhabenden Kaufmannsfamilie in Hamburg 1775 geboren und ursprünglich zum Kaufmannsstande bestimmt, doch konnte er bei seinem lebhaften Bildungstrieb die Einseitigkeit des Geschäftslebens auf die Länge nicht ertragen und er bestimmte seinen Vater, ihn noch im 20. Jahr, October 1793, nach Jena zu schicken, wo er durch Rist und Herbart in die Gesellschaft freier Männer eingeführt wurde. Als guter Clavierspieler und mit einer ungewöhnlichen musikalischen Bildung ausgestattet wurde er in alle geselligen Kreise der Stadt leicht eingeführt, namentlich bei Willmann und Mereau, dessen geistreiche Gemahlin Sophie sich später von ihrem Manne scheiden ließ und sich mit Brentano verheirathete. Der Sylvesterabend von 1793 führte ihn nach Weimar zu Herder, von dem er einen bleibenden Eindruck mitnahm, bald darauf wurde er auch Goethe persönlich bekannt. Damals mußte jeder strebsame Mann Philosophie treiben; auch Gries ließ sich durch seine Freunde Berger und Herbart in die Mystereien derselben einweihen, doch hatte er keinen innern Trieb dazu und bekümmerte sich später nur noch historisch darum. Am 22. März 1797 versammelte sich die Gesellschaft zum letzten Male. Auch Fichte bewirthete sie noch einmal mit saurem Punsch. Die Mitglieder gingen nach allen Seiten hin auseinander, Gries ging nach Hamburg zurück. Dort fand er Gelegenheit, einen Besuch bei Jacobi in Wandsbeck zu machen. Der eben von Jena kommende, mit Fichte und der Philosophie befreundete und vertraute Musenjünger war für Jacobi eine willkommene Erscheinung. Sie blieben mehre Tage zusammen und alles, was sich damals in der Literatur regte, wurde ausführlich besprochen. Jacobi versicherte, daß Fichtes Begriff der Wissenschaftslehre ihn in Entzücken versetzt habe, er rühmte die Wahrheitsliebe Reinholds, der sich nachträglich zu derselben bekehrt hatte. Doch meinte er halb im Scherz, daß die Principien der Wissenschaftslehre eigentlich im Anfange des Evangelisten Johannes zu finden wären. Mit dem Christenthum sei es nun wol vorbei, setzte er dann hinzu, aber die Menschen müßten doch etwas Festes, Positives haben, sich daran zu halten, eine Summe philosophischer Wahr-

heiten, eine Autorität für den gemeinen Menschenverstand; darüber dürfe der Philosoph sich denn auch erhaben dünken, wie er es jetzt mit der positiven Religion gemacht habe.

Nach Ablauf der Ferien kehrte Gries nach Jena zurück. Hier hatte sich mittlerweile A. W. Schlegel festgesetzt, dessen höchst geistvolle Frau Karoline auf die jungen Männer eine unwiderstehliche Anziehungskraft ausübte. Nicht bloß Gries spricht mit Begeisterung von ihr, sondern ebenso Steffens und überhaupt alle Dichter jener Zeit, die mit ihr in Berührung kamen. Bekanntlich unterstützte sie ihren Mann bei seinen Recensionen in der Jenaer Literaturzeitung, doch fühlte sie keinen Trieb, persönlich in die Literatur einzugreifen. Durch Schlegel ließ nun Gries seinen neugedichteten Phaeton an Schiller übergeben, der ihn auch wirklich in den Musenalmanach aufnahm. Dadurch hatte er Gelegenheit, Schillers persönliche Bekanntschaft zu machen. Schiller lobte das Gedicht im Allgemeinen, setzte aber hinzu, daß Gries einen undankbaren Stoff gewählt habe. Stoffe dieser Art, wie Schlegels „Prometheus“ und „Pygmalion“, sowie viele seiner eignen frühern Gedichte hätten zwar etwas Anziehendes, weil sie zugleich als Gedicht und als Philosophem betrachtet werden könnten, eben dadurch aber genügten sie keinem von beiden recht; er selbst würde ein solches Thema nicht wieder bearbeiten und widerrieth es Gries ebenfalls. — Der letztere blieb seit der Zeit mit Schiller in dauerndem Verkehr und hat sehr verschieden von der übrigen Schule dem Dichter eine bleibende und aufrichtige Verehrung gewidmet. Auch mit Wieland, der sein poetisches Talent auf eine überschwengliche Weise anerkannte, kam er in persönliche Berührung, die jedoch keinen wesentlichen Einfluß auf ihn ausübte.

Der Winter von 1797—98 wurde durch die Rückkehr Bergers und Hülsens eine Erneuerung der alten Beziehungen. Im Frühjahr 1798 begab sich Gries mit Karoline und ihrer lieblichen Tochter Auguste Böhmer nach Dresden, wo er mit Novalis genauer bekannt wurde und wohin auch A. W. Schlegel folgte. Während des halben Jahres, das er sich in Dresden aufhielt, beschäftigte er sich vorzugsweise mit Studien in der bildenden Kunst und der Musik. Sehr einflußreich wurde auf ihn die Bekanntschaft Schellings, der eben einen Ruf nach Jena erhalten hatte und im August 1798 in Dresden ankam. Auch Fichte kam gelegentlich herüber. Mit Schelling kehrte er nun im October 1798 nach Jena zurück, wo bald darauf auch Steffens eintraf, der Freund von Berger und Rist, der durch seine lebhafte, begeisterte Auffassung der deutschen Literatur damals in Jena eine nicht unbedeutende Rolle spielte. Er vermittelte auch die Bekanntschaft zwischen Schelling und Goethe und Gries trat nun in diese neue Phase der literarischen Bewegung ein.

Der äußern Form nach hatte er bisher Jurisprudenz studirt, aber ohne alles Interesse; nebenbei merkte er allmählig, daß er in poetischer Beziehung

nicht eigentlich productiv sei und hatte schon in Dresden angefangen, den Tasso zu übersetzen. Sein Vater verlangte nun endlich eine ernsthafte Lebensbeschäftigung. Er sollte nach Göttingen gehen und dort eifriger, als bisher geschehen, den juristischen Studien obliegen. Der Abschied wurde ihm schwer, namentlich von Karoline Schlegel, Schiller und Fichte, der in derselben Zeit aus Jena vertrieben wurde. Ostern 1799 kam er nach Göttingen, wo er nun in der That juristische Collegia hörte, nebenbei aber an seiner Uebersetzung des Tasso fortarbeitete, für die er während eines Besuchs in Jena, September 1799 einen Verleger fand. Er brachte das Manuscript im März 1800 nach Jena. Dort war der Kreis Karoline Schlegels, die bereits mit Schelling in einem intimen Verhältniß stand, durch Fr. Schlegel, Dorothea Veit und Tief vermehrt, der schon damals stark an der Gicht litt. Das Manuscript wurde angebracht und zugleich Gries von seinen Freunden gewissermaßen genöthigt, das juristische Doctorexamen zu machen, welches man ihm sehr erleichterte. Im Juli 1800 machte er eine Reise durch Deutschland, hielt sich vier Wochen in Frankfurt auf, wo er mit Savigny, seiner spätern Gemahlin Kunigunde Brentano und deren Bruder Clemens vielfach verkehrte und kam dann im September nach Bamberg, welches damals unter den Universitäten einen Mittelpunkt für die Medicin bildete. Dort fand er Schelling, A. W. Schlegel und seine Frau, die eben ihre Tochter Auguste verloren hatte. Schelling theilte einen Brief von Goethe mit, worin dieser ihm sagte, daß seine Philosophie bisher die einzige sei, zu welcher er sich hingezogen fühle und die er jetzt eifrig studire. Mit der ganzen Gesellschaft kehrte Gries im October nach Jena zurück; A. W. Schlegel ging weiter nach Berlin. Fr. Schlegel, als Dichter der „Lucinde“ etwas verrufen, hatte in seiner Stellung als Docent gegen die ältern Professoren einen harten Stand, doch benahm er sich, wie ihm Schiller selbst bezeugt, in diesem Streit würdig und besonnen. Auch Hegel erschien in dieser Zeit in Jena und trat bald in ein näheres Verhältniß zu Gries.

Die Uebersetzung des Tasso war mittlerweile in vier Bänden 1800—1802 erschienen, das erste größere Werk der romantischen Poesie, mit welcher das deutsche Publicum jetzt überflutet werden sollte. Das Werk machte ein außerordentliches Glück, in nicht langer Zeit erschienen vier Auflagen, jede derselben von Gries sehr sorgfältig verbessert. Dieser Erfolg bestimmte Gries, bei seiner Thätigkeit zu bleiben; an die juristische Laufbahn dachte er nicht mehr, er war mit dem Tasso noch nicht fertig, als er schon den Ariost begann. Gegen seinen ersten Dichter, wie gegen seinen ersten Uebersetzungsversuch war er später ungerecht. Die Ehrlichkeit Tassos in seinen Sympathien und seine regelmäßige Form mußten den Romantikern bei ihrer Vorliebe für die Ironie und für die romantische Verwirrung anstößig sein, und die Einflüsse der Schule auf den Einzelnen waren doch mächtig, trotz aller Bemühungen, selbstständig zu sein.

In Jena fanden 1803 große Umwälzungen statt. Schelling war schon im Mai mit Karoline Schlegel, die er bald darauf heirathete, nach Schwaben gegangen, von wo er eine Reise nach Italien beabsichtigte, sich aber bereden ließ, eine Professur in Würzburg anzunehmen, wohin auch Hufeland und Paulus berufen wurden. Andre Professoren gingen nach Halle und Heidelberg. Schon damals konnte man die allmältige Auflösung der Jenenser Zustände voraussehen, und Gries lebte in um so größerer Einsamkeit, da er seit 1804 mehr und mehr taub wurde. Besuche bei seinen Freunden in Würzburg und Heidelberg unterbrachen sein Stillleben. Das erste Fragment des Ariost erschien 1803, der zweite Band 1805. Gleichzeitig arbeitete A. W. Schlegel an Calderon, und die Neigung, katholisch zu werden, fing an sich auszubreiten. In einem Briefe an seinen Bruder, Februar 1805, in welchem er alle Bedenken über die Unsicherheit seiner Lebensbeschäftigung zurückweist und das Glaubensbekenntniß ausspricht: *Vivre, c'est le chef-d'oeuvre de la vie*, bemerkt er über Tieck, von dem damals das Gerücht ging, er sei in München katholisch geworden: „Wenn er es werden will, so habe ich nichts dagegen. Wenn man einmal ein Christ sein will, so denke ich, muß man auch ein Katholik sein können.“ — „Man hat in Deutschland getadelt,“ schreibt er Juli 1805 an Nitz, mit dem er überhaupt im lebhaftesten Verkehr blieb, „daß Schlegel seine Uebersetzung des Calderon mit einem Stück eröffnet habe, worin sich der Katholicismus in seiner ganzen Stärke ausspricht. Mit Unrecht, dünkt mir, denn warum sollte man sich nicht ebensogut in diese Mythologie als in die griechische versetzen können? Sie ist gewiß consequenter als jene, und hat man sich einmal in diese Welt hineingesetzt, so wird man durch nichts weiter gestört.“ —

Die fortwährend größere Einsamkeit in Jena machte ihn unruhig, er stiedelte sich im Frühjahr 1806 nach Heidelberg über. Wol mochte ihm jetzt manchmal ein Brief seines Freundes Herbart, Juli 1802, auf die Seele fallen, in dem dieser schreibt: „Könntest Du in Jena wirklich froh werden, so würde wol niemand etwas dagegen einwenden, wenn Du wie bisher immer fortführst, uns der goldnen Aepfel aus den hesperischen Gärten einen nach dem andern herzulangen. Aber noch sah ich niemand von der Fülle des Lebens wahrhaft befriedigt, der außer unmittelbarer Thätigkeit für und unter bestimmten Menschen lebte.“ — Auch in Heidelberg duldete es ihn nicht lange, schon Anfang des Jahres 1808 finden wir ihn wieder in Jena, wo er bald darauf erklärt, diese Rückkehr sei der dümmste Streich, den er in seinem Leben gemacht habe. Auf der Reise im Juli 1808 hatte er auch Frau von Staël in Coppet besucht, wo er seinen alten Freund A. W. Schlegel wiederfand. Weihnachten 1808 besuchte ihn Steffens, April 1809 Berger. In derselben Zeit war der Ariost vollendet, und Gries begann sich mit spanischen Studien zu beschäftigen. Eine neue Reise nach München hatte ihn wieder in den Kreis von Schelling, Jacobi, Savigny,

Brentano, Bettina geführt, in Bamberg traf er Hegel. Schlegel, den er wieder auf einen Augenblick besuchte, sprach sich über Goethe jetzt sehr kalt und fast geringschätzig aus. Er schrieb über die Uebersetzung des Ariost eine sehr eingehende Kritik in die Heidelberger Jahrbücher.

An die Uebersetzung des Calderon ging Gries mit dem gewissenhaften Ernst und den gründlichen Studien, die überhaupt alle seine Arbeiten auszeichnen. 1814 erschien der erste Band, in welchem unter anderem „das Leben ein Traum“ enthalten war, ein Drama, welches auf die Entwicklung der deutschen Bühne den größten Einfluß ausgeübt hat. Fast alle zwei Jahre folgte ein neuer Band, so daß Gries bis zum Jahre 1823 dreizehn Stücke übersezt hatte. Das Werk fand vielen Anklang, mit der reinsten Anerkennung sprach sich Goethe darüber aus. Wir haben über das Princip des Uebersetzens unsre Ansicht schon mehrfach ausgesprochen. Der von Schlegel aufgestellte Grundsatz, daß jede poetische Uebersetzung streng das Versmaß des Originals beibehalten muß, scheint uns für Sprachen von so verschiedener Natur nicht anwendbar. Die romanischen Sprachen haben keine Quantität, kaum einen bestimmt ausgesprochenen Accent, dafür einen sehr reichentwickelten Vocalismus und einen schönen sinnlichen Klang. Auf unser Ohr macht also der nachgebildete Rhythmus einen ganz andern Eindruck, als der Rhythmus des Originals, und dabei wird doch der Dichter zu Gewaltthätigkeiten gegen die Sprache verführt, die, wenn das Geschäft des Uebersetzens so massenhaft getrieben wird, wie es in den zwanziger Jahren geschah, auf alle Fälle einen schädlichen Einfluß auf den poetischen Stil ausüben. Das Calderonisiren im Stil ist für unser Theater fast ebenso nachtheilig gewesen, als das Calderonisiren im Inhalt. Indes ist diese Einwirkung jetzt glücklicherweise überwunden, der dramatische Dichter, der heutzutage noch calderonisiren wollte, würde allgemein ausgezisset werden, und so können wir nun an diesen kunstreichen Versuchen, die uns den seltsamsten und begabtesten unter allen romanischen Dichtern vergegenwärtigen, ein unbefangenes Wohlgefallen haben. Unzweifelhaft hat Gries sein Vorbild Schlegel erreicht; sein Nachfolger Malsburg, dem wir gleichfalls die Uebersetzung von zwölf neuen Dramen verdanken, fand einen schon völlig ausgebildeten und fertigen Stil vor, und sein Geschäft war daher sehr erleichtert.

Später wandte sich Gries wieder der italienischen Poesie zu. Er übersezte den Richardett und den Bojardo; das letztere große Werk vollendete er 1833. Aber das Publicum war bereits für dergleichen Leistungen unempfänglich geworden. In die Poesie wie in das Leben war jene realistische Richtung eingetreten, in welcher die alten romantischen Ideale nicht gedeihen konnten.

Das äußere Leben des wackern Mannes war nicht erfreulich. Jena war ein verkümmertes Ort geworden; er setzte von Zeit zu Zeit seine Wanderungen fort, aber die lebendige Mittheilung mit gleichgestimmten Freunden war ihm

durch seine Taubheit verkümmert. 1824 machte man ihn zum Hofrath. „Die Art von Vorwurf,“ schreibt er an Nist, „daß ich Dir meine salva venia Standeserhöhung nicht gebührend gemeldet, hat mich ein wenig lachen gemacht Hast Du mir denn irgendeine Deiner successiven Würden, Aemter, Titel und Orden angezeigt? Und das waren und sind doch wenigstens sehr reelle Dinge, wogegen mein armer Hofrath nichts ist als Schaum und Schatten. Vor einigen Jahren, da man mir diese Ehrenbezeichnung anbot, lehnte ich sie höflich ab, dies Mal hat man mich nicht gefragt.“ — Im September 1837 überfiel ihn in Jena seine Familie und führte den einsamen Dichter halb mit Gewalt nach Hamburg in die Mitte der Seinen. Dort starb er 1842, nachdem kurz vor seinem Tode der König von Preußen ihm eine Pension von dreihundert Thalern ausgesetzt.

Gries war durchaus ehrlich in seinen Sympathien, gewissenhaft in seinen Arbeiten. Die literarische Gährung, in die seine Jugend fällt, mag die Richtung seines Talentcs erklären; innerhalb derselben verdient er unbedingte Anerkennung. Seine Urtheile über die Werke der späteren Dichter sind zum Theil sehr interessant. Wir wollen mittheilen, was er über Bettina sagt. „Diese Unwahrheit, diese Annatur, diese gemachte Naivetät widersteht meinem Wesen außs äußerste. Hätte sie ihr Buch Dichtung und Lügen genannt, so wäre doch auf dem Titel ein Körnlein Wahrheit gewesen; Goethe hätte das Buch ohne Zweifel mit dem größten Unwillen weggeworfen.“ —

Eine willkommene Ergänzung zu dieser Biographie bildet eine zweite ältere Schrift:

Johann Erich von Bergers Leben von Professor S. Natiem. Mit Andeutungen und Erinnerungen zu J. E. von Bergers Leben von J. N. Altona, Hammerich, 1855. —

Wir haben Erich von Berger als Stifter der Gesellschaft der freien Männer schon erwähnt. Er war 1772 in Dänemark, aber von einer deutschen Familie geboren; sein Vater, General Berger, war aus hannöverschen in dänische Dienste getreten. Schon 1788 bezog er die Universität und absolvirte seine Prüfungen. Dann erst begab er sich nach Göttingen, Kiel, im October 1793 nach Jena. Hier wurde er Reinholds eifriger Schüler und wollte ihm bei seinem Abgang nach Kiel folgen, allein sein Freund Hülsen hielt ihn davon zurück und machte ihn mit Fichte bekannt, dessen Vorlesungen über die Bestimmung des Gelehrten er ins Dänische übersezte. Als vollkommen ausgesprochenen transcendentaler Idealist weihte er auch seine übrigen Freunde in das Studium der speculativen Philosophie ein, bis im Herbst 1797 durch die Bekanntschaft mit Schelling der Speculation eine neue Wendung gegeben wurde. Trotz seines persönlich sehr innigen Verhältnisses zu Fichte wurde er

ein Anhänger der Naturphilosophie und suchte sie nach seiner Rückkehr im Sommer 1798 auch in seinem Vaterlande einzuführen. Durch ihn wurde auch Steffens zuerst nach dieser Seite hin angeregt. Seine Ausflüge nach Deutschland dauerten fort, bis er sich im Jahre 1800 verheirathete. Mit mehreren Freunden betrieb er den Plan, gewissermaßen in einer Colonie das Ideal einer vernünftigen und religiös gebildeten Gesellschaft herzustellen. Von diesem Plane hat uns Steffens in seinem Roman: „die vier Norweger“ einige Andeutungen gegeben; ein Buch, das überhaupt für die Kenntniß der Stimmungen jener Zeit nicht unwichtig ist. Der Verkehr mit den Freunden in Deutschland dauerte fort, gegen die mittelalterlichen Ideen derselben sprach er sich mit Entschiedenheit aus. 1810 schrieb er seine „Harmonie des Weltalls“, ganz im Sinne der Schellingschen Schule. Fichte, dem er das Werk zuschickte, las es mit Interesse, obgleich er die Tendenz durchaus mißbilligen mußte. 1814 wurde er Professor in Kiel, schrieb 1817—22 eine Geschichte der Philosophie und starb 1833. Dies sind die dürftigen Umrisse seines Lebens, die uns sein Biograph mittheilt. Ungleich wichtiger ist der Nachtrag von Rist, in dem uns von einem aufrichtigen und hochgebildeten Mann die Stimmung der Zeit, aus welcher die literarische Gährung zu Anfang des 18. Jahrhunderts hervorging, auf das anschaulichste verfinlicht wird. —

Was ich erlebte; aus der Erinnerung niedergeschrieben von Heinrich Steffens. Zehn Bde. 2. verbesserte Auflage. Breslau, May. 1844. —

Wir haben bereits im 36. Hest des v. J. aus dieser Selbstbiographie, soweit es unser Zweck erheischte, zahlreiche Mittheilungen gemacht; wir führen sie hier noch einmal an, weil sie für jene kleinern Schriften gewissermaßen den Abschluß bildet. Steffens hat bei der jüngern Generation vielfach den größten Widerwillen erregt, und der Widerwille hat sich zum Theil auch auf diese Schrift ausgedehnt. Man kann auch nicht leugnen, daß der alte Herr zuweilen über Gebühr redselig ist, und daß eine größere Prägnanz dem Werk äußerst vortheilhaft gewesen wäre. Trotzdem ist es doch für die Geschichte der Jahre 1799—1819, soweit sie mit der Literatur zusammenhängt, wir sprechen es ohne Bedenken aus, die wichtigste Quelle. Einmal kam Steffens als Fremder mitten in jene großartige Bewegung, und während diese sich für die andern in kleine Einzelheiten zersplitterte, trat sie ihm mit der imponirenden Gewalt einer glänzenden und in sich zusammenhängenden Erscheinung gegenüber. Sodann war die rasche und geistreiche Empfänglichkeit seiner Phantasie, sowie die weibliche Bestimmbarkeit seines Charakters, die ihn im Leben häufig auf Irrwege geführt hat, ganz dazu geeignet, die Bewegungen unsrer Philosophie und Dichtkunst nicht bloß mit dem Verstande, sondern mit dem Gefühl aufzufassen. Endlich ist er durchaus ehrlich, soweit

es ein Anempfinder sein kann. Er mußte sich bei allen Wandlungen des Zeitgeistes etwas montiren, aber er hat niemals den Versuch gemacht, durch nachträgliche Klügelei den Eindruck seiner mannigfaltigen Metamorphosen zu rechtfertigen. Zudem hat er für lebhaftere, pointirte Darstellung ein ungewöhnliches Talent, und das ist für die Schilderung von Stimmungen die Hauptsache.

Er hat fast die sämmtlichen Brennpunkte unsrer Bildung in einer Zeit berührt, wo sie für die Cultur am wichtigsten waren. In den damaligen Versuchen, sich zur Religion aus der Nüchternheit der Aufklärung wieder zurückzufinden, unterscheiden wir zwei wesentlich voneinander verschiedene Richtungen, die zwar von Zeit zu Zeit zusammenfielen, die aber bei jeder ersten Veranlassung in Conflict kamen. Die eine ging vom Gemüth aus und war im Wesentlichen eine Fortsetzung des alten Pietismus; sie wird repräsentirt durch Jacobi, Claudius, Stollberg, Hamann, die Fürstin Galizin, Jean Paul u. s. w., kurz den Kreis, der sich in Norddeutschland zusammensand. Die zweite ging von künstlerischen Bedürfnissen und von der naturwissenschaftlichen Speculation aus. Zu ihr gehören Goethe, Schelling, Novalis, Schleiermacher, Fr. Schlegel. Der leidenschaftliche Bruch zwischen den beiden Richtungen erfolgte freilich erst 1809, in dem Streit zwischen Jacobi und Schelling, man kann ihn aber in dem Briefwechsel zwischen Goethe und Jacobi fast vom Beginn ihrer Bekanntschaft verfolgen. Steffens stand nun in der Mitte zwischen beiden. Seine früheste Erziehung näherte ihn dem ersten Kreise, seine naturwissenschaftlichen Arbeiten dem zweiten, und in dem beständigen Schwanken seines Gemüths aus einem Extrem ins andere stellt sich für uns am deutlichsten das Bild von den Verirrungen jener Zeit heraus. Für die erste Bildung jener Gegensätze waren Kiel, Jena und Halle in der Zeit, wo sich Steffens daselbst aufhielt, bis zur Aufhebung der Universität Halle durch die Franzosen die entscheidenden Orte.

Dann erfolgte in den Tagen nach der Schlacht bei Jena die innere Wiedergeburt Deutschlands. Auch hier sehen wir Steffens mit Gemüth und Phantasie gleichmäßig theilhaftig. Er steht zuerst im Mittelpunkt der unklaren Verschwörungen gegen die Franzosen, dann macht er die Freiheitskriege mit, dann arbeitet er, empört über die subjectiven Gelüste der neuen Stürmer und Dränger, der Reaction in die Hände. In dieser Darstellung ist fast jede Seite lehrreich, nicht für die Thatfachen, denn in dieser Beziehung ist Steffens nicht sehr genau, wie ihm denn überhaupt das, was man wissenschaftliche Accurateſſe nennt, fast ganz abging, sondern in Bezug auf die Stimmungen, die diesen Ereignissen erst die richtige Beleuchtung gaben. Sowol für die politische als für die literarische Geschichte der Zeit darf der gewissenhafte Forscher dieses merkwürdige und interessante Buch nicht umgehen. —

Meine Lebens-Erinnerungen. Ein Nachlaß von Adam Dehlenschläger, Deutsche Originalausgabe. Vier Bände. Leipzig, Carl B. Vork. 1850. —

Diese Denkwürdigkeiten schließen sich unmittelbar den vorigen an. Dehlenschläger wurde durch Steffens für die deutsche Literatur gewonnen und kam fünf Jahre später als dieser nach Deutschland. Die deutsche Literatur war mittlerweile in eine neue Phase eingetreten. Durch Schillers Tod löste sich die einheitliche Richtung der classischen Poesie auf und durch die gleichzeitigen kriegerischen Ereignisse gedrängt wandten sich die Romantiker den deutschen Stoffen zu. Die ästhetisch naturphilosophische Richtung verwandelte sich in eine ethisch nationale. Für die Art und Weise, wie Goethe und sein Kreis in diese neue Richtung einging, ist dieses Buch der wichtigste Beleg. Nebenbei dehnt es sich mit seinen Anschauungen auch auf einen andern Kreis aus, der sich bei Frau von Staël in Coppet sammelte. An unmittelbarem Interesse steht es freilich der vorigen Schrift bedeutend nach. Dehlenschläger kam nicht wie Steffens mit dem ehrlichen Trieb nach Deutschland, zu lernen und sich in die gegebene Entwicklung zu vertiefen, sondern mit dem Wunsch, sich als Dichter geltend zu machen. Seine Stellung zu den Gegenständen seiner Beobachtung war also eine weniger unbefangene, obgleich sein Princip uns näher steht. Für die Zeit nach den Freiheitskriegen sind seine Memoiren ohne alles Interesse. Uebrigens muß man auch für die Periode von 1805—15, um die Erzählung Dehlenschlägers richtig zu verstehen, die gleichzeitigen Briefsammlungen Goethes vergleichen, die von Meier herausgegebene und den Briefwechsel mit Reinhard und Knebel. —

Briefe Schillers und Goethes an A. W. Schlegel aus den Jahren 1795 bis 1801 und 1797 bis 1824, nebst einem Briefe Schlegels an Schiller. Leipzig, Weidmannsche Buchhandlung. 1846. —

In diesem Briefwechsel wird uns der Bruch Schillers mit den Romantikern, Mai 1797, dargestellt. Man muß damit die Stellen vergleichen, in denen sich Schiller in den Briefen an Goethe, Humboldt und Körner über Schlegel ausspricht. —

Literarischer Nachlaß der Frau Karoline von Wolzogen. 2 Bände. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. —

In dieser reichhaltigen Sammlung, die für die Kenntniß der literarischen Zustände Deutschlands in den Jahren 1788 bis 1805 sehr wichtig ist, befinden sich auch Briefe von Goethe an Herrn und Frau von Wolzogen, Band 1. Seite 425—48, sowie Briefe des Herzogs v. Weimar, Humboldts und anderer, die sich zum Theil auf das Verhältniß zwischen Goethe und Schiller beziehen. Wer dieses Verhältniß noch nicht aus den andern bekannten Schriften zu

verehren gelernt hat, kann aus diesen Fragmenten die richtige Stimmung gewinnen. Sehr schön ist namentlich ein Brief des Herzogs (Band 1., Seite 450) aus dem Jahre 1801, der nicht nur eine große Theilnahme, sondern eine fast kindliche Verehrung für Schiller ausdrückt. Die Briefe Wilhelms von Humboldt sind so bedeutend und liebenswürdig wie alles, was dieser außerordentliche Mann auch in seinen Nebenstunden geschrieben hat. Der wichtigste Theil der Sammlung sind die Briefe Schillers an beide Schwestern, namentlich vor seiner Verheirathung. (Band 1., Seite 165—424.) Vor seiner Gemahlin Charlotte gewinnen wir eine sehr große Achtung, namentlich aus einem Brief, den sie gleich nach ihrer Verheirathung an Wolzogen schrieb (Band 2., Seite 193) und der das Verhältniß sehr schön charakterisirt. Bekanntlich ging Goethe schon früher mit dem Lengsfeldschen Hause um, sah auch Schiller dort zum ersten Male und es war zum Theil der Einfluß Charlottens, der das Verhältniß so günstig gestaltete. — Das Urtheil, welches Charlotte über Frau von Staël fällt (Band 2., Seite 219) scheint uns interessant genug, um hier angeführt zu werden. Sie schreibt den 28. Jan. 1804: „Wir sind in einer ewigen Spannung des Geistes. Während unsre Gemüther lieber zum stillen Nachdenken geneigt wären, müssen wir auf der Spitze stehen und Wig und Scharfsinn aufbieten, um der wigigbelebten Staël die Spitze zu bieten. Sie ist in ewiger Bewegung und will alles wissen, alles sehen und prüfen. Bei diesem Ernst in ihrem Geiste hat sie doch das superficielle Wesen der Franzosen und ich möchte sagen, beinahe eine Frechheit in ihren Urtheilen, die uns Deutschen, die lieber alles zum besten legen möchten, zuweilen anstößt, aber bei ihr aus keiner schlimmern Quelle kommt und aus einer edlen Liebe zur Wahrheit entspringt. Aber in der Societät ist das Runde doch willkommener als die Spitze und immer auf der Lauer sein zu müssen, die scheinbaren Blößen zuzudecken, ist angreifend. Die Franzosen sind viel strenger und kühler als wir und lassen nicht so leicht hingehen, was wir entweder aus Vernunft oder aus Resignation tragen und es lieber zudecken als aufdecken. Bei der Staël hört man alles nicht ungerne, weil sie eine schöne Sprache hat und kein unbedeutendes Wort sagt; aber das Raisonniiren über die deutschen Kunstwerke, über die Meisterwerke der Franzosen, über ihre Einheit des Orts u. s. w. würde mir in Paris selbst und von leeren, unbedeutenden Menschen äußerst fatal sein. Die Volubilität der Zunge ist unbeschreiblich. Humboldt ist gar nichts gegen die Staël und der kann manchmal doch recht schwagen. Der Herzog ist sehr von ihr eigenommen und hat allen Esprit aufgebieten und ist sehr artig; sie findet ihn auch so u. s. w.“ — Der Kreis, der uns in diesen Briefen begegnet, ist im Allgemeinen derselbe, den wir aus den Briefen der Rahel kennen. Ueberhaupt war in jener Zeit die Classe der literarisch Gebildeten, die durch ganz Deutschland zusammenhing, doch eine sehr geschlossene und stand mit dem

übrigen Leben in ziemlich geringem Wechselverehr. Ueber den Tod der Gänderode, die aus Bettinens Briefen bekannt ist, finden wir in einem Brief von Heinrich Voss (Band 2, Seite 306—9) nähere Aufschlüsse. Kreuzer lernte das Fräulein Gänderode 1804 kennen. Sie traten in ein Verhältniß, das durch gegenseitige Briefe und Gedichte festgehalten wurde. „Aber Kreuzer hemmten traurige Fesseln. Er lebt schon viele Jahre an der Seite einer Frau, die er nicht aus Liebe, sondern aus Achtung und aus Dankbarkeit für mütterliche Krankenpflege geheirathet hatte. Sie ist fast zwanzig Jahre älter, als er . . . . Kreuzer verlangt Ehescheidung und seine gutherzige Frau, die ihm ein glücklicheres Loos wünscht, als sie ihm zu geben im Stande ist, ergibt sich mit Demuth in seinen Willen. In der Mitte dieses Sommers (1806) fällt Kreuzer in ein Nervenfieber, seine Frau pflegt ihn mit aller ersinnlichen Treue und kommt ihm besonders in den Tagen, wo sein Leben in Gefahr stand, nicht von der Seite. Diese Anhänglichkeit rührt Kreuzer . . . . In den ersten Tagen des wiederkehrenden hellen Bewußtseins versammelt er seine Freunde um sich, erklärt ihnen feierlich, seine Seele habe vor Gott gestanden; jetzt erschienen ihm seine irdischen Verhältnisse in einer ganz andern Gestalt, er wolle in ihrer Gegenwart seiner Frau das ihr widerfahrne Unrecht abbitten. Daub erhält den Auftrag, den Abjagungsbrief zu schreiben. Kreuzer fügt die Bitte hinzu, man solle ihm nie von der Wirkung dieses Briefes etwas mittheilen.“ Die Wirkung war bekanntlich, daß die Gänderode sich in den Main stürzte. — —

Heinrich Eberhard Gottlob Paulus und seine Zeit, nach dessen literarischem Nachlasse, bisher ungedrucktem Briefwechsel und mündlichen Mittheilungen dargestellt von Karl Alexander Freiherrn von Reichlin-Meldegg. Zwei Bände. Stuttgart, Verlags-Magazin. 1853. —

Die Sammlung wäre unschätzbar, wenn der Herausgeber nicht alles aufgeboten hätte, um sie ungenießbar zu machen. Paulus lebte 1789 bis 1803 in Jena in dem intimsten Verkehr mit allen Notabilitäten der Literatur, wozu nicht bloß seine amtliche Stellung, sondern auch seine Frau sehr viel beitrug, die bei Männern und Frauen das allgemeinste Vertrauen erregte. In den Jahren 1803—1806 ist er in Würzburg thätig, in einer Zeit, wo diese Universität die Rivalität mit Jena unternahm, von 1811 bis zu seinem Tode 1831 in Heidelberg. Damals hatte man die Hoffnung, Heidelberg durch Herbeiziehen aller bedeutenden Kräfte ebenso zum Mittelpunkt der deutschen Bildung zu machen, wie es früher Jena gewesen war. Das Unternehmen mußte fehlschlagen, da man endlich in Berlin den wahren Beruf des preussischen Staats erkannt hatte, eine Concurrenz, gegen die Heidelberg nicht aufkommen konnte, aus dem sich aber doch sehr interessante Erscheinungen entwickelten. Was hätte sich nun aus diesem reichhaltigen Material

für ein herrliches Gemälde der Zeit entwickeln lassen. Aber der Herausgeber hat nicht bloß das, was ihm gegeben war, sehr ungeschickt benutzt, er hat es auch in einem Wust von ganz unendlichen Notizen aus dem Conversationslexicon und von höchst trivialen Reflexionen erstickt. So bleiben uns denn nur Einzelheiten übrig, die theologischen Händel in Jena, der Streit mit Lavater, in dem wir beiläufig ganz entschieden auf Seite Lavaters treten, dann der Briefwechsel zwischen Dorothea Schlegel und Caroline Paulus aus den Jahren 1804—8. Die anderweitigen Notizen von Interesse müssen wir mühselig aus dem Wust unnützen Zeugs hervorsuchen. —

Zacharias Werners Biographie und Charakteristik, nebst Originalmittheilungen aus dessen handschriftlichen Tagebüchern, herausgegeben vom Professor Dr. Schüz. Zwei Bände. Grimma, Verlagscomptoir. 1844. —

Diese Biographie ist in ihrer Art viel wichtiger, als die bekannte von Hitzig (1823), zu deren Ergänzung sie bestimmt ist, weniger um der einleitenden Notizen willen, als durch Werners Tagebücher, die ihresgleichen nicht in der deutschen Literatur haben. Sie umfassen folgende Zeiträume: 25. Juni bis 3. November 1808 (Aufenthalt bei Frau von Staël), 4. Juni bis 12. Juli 1809, November und December 1809, 9. December 1809 bis 31. Januar 1810, November und December 1810. Ferner enthält die Sammlung Werners Testament und ein vollständiges Verzeichniß sämmtlicher von und über Werner erschienenen Schriften. — Daß wir über den poetischen Werth der Wernerschen Stücke nicht sehr vortheilhaft denken, haben wir bereits mehrfach ausgesprochen; aber für die Pathologie des romantischen Zeitalters ist er von unendlicher Wichtigkeit. Dieser hirnerbrannte Mensch galt nicht bloß bei dem Berliner Kreise, den er inspirirte, sondern auch bei Goethe und Frau v. Staël für ein Genie erster Classe und hat auf beide sehr nachhaltig eingewirkt. Ueberlein Verhältniß zu Goethe muß man wieder Steffens vergleichen, der uns in seiner Selbstbiographie sehr interessante Notizen darüber mittheilt; ebenso Dehlenschläger. Wie sich in diesem verworrenen Kopf die Welt gestaltete und wie die Confusion seiner Gedanken und Empfindungen sich auch in seinem Leben geltend machte, darüber geben uns die Tagebücher die ausführlichsten und lehrreichsten Belege. Werner hat in kurzen Worten darin bis auf die geringste Kleinigkeit alles, was er an jedem einzelnen Tage gehört, gesehen, gedacht und gethan hat, aufgezeichnet. — Daß sich für diese Mittheilungen in den vor kurzem von Gubitz herausgegebenen Charakteristiken sehr wichtige Zusätze finden, haben wir bereits vor einigen Wochen bemerkt. —

Ludwig Ferdinand Hubers sämmtliche Werke seit 1802, nebst seiner Biographie. Zwei Bde. Tübingen, Cotta. 1806. —

Die Ausgabe ist durch zahllose Druckfehler entstellt, und man muß

namentlich in Bezug auf die Daten sehr vorsichtig sein. Die Biographie ist etwas schwülstig und gespreizt und verräth einen nicht ganz liebenswürdigen Charakter. Die Verfasserin derselben ist Hubers Frau, die Tochter des berühmten Philologen Heyne.

Huber war geboren in Paris 1764, Katholik wie sein Vater, aber durchaus tolerant oder deistisch, physisch sehr verzärtelt und kränklich, durch übertriebene Bevormundung von Seiten seiner Eltern jeder Selbstständigkeit entwöhnt. Sein Vater kam 1766 als Lector der französischen Sprache an die Universität Leipzig, wo er 1804 starb. Der Sohn wurde 1785 nach Dresden geschickt und im auswärtigen Ministerium angestellt. Sein genauester Umgang war Körner, mit dessen Schwägerin er sich verlobte. Körner, Huber und ihre beiden Bräute begannen aus freien Stücken jenen berühmten Briefwechsel mit Schiller, der diesem jungen, strebsamen, aber noch in sich selbst gespaltenen Dichter die Anregung zu einer neuen Lebensbildung gab. In Dresden beschäftigte sich Huber theils mit Uebersetzungen aus dem Englischen, theils mit dem Entwurf eines Schauspiels: „das heimliche Gericht“, das er ganz wie ein Verstandesproblem behandelte. Ostern 1788 ging er als kursächsischer Legationssecretär nach Mainz, wo er sich im Anfang in Spiel und ähnliche Ausschweifungen einließ, bis der Umgang mit Georg Forster und seiner Frau seiner Bildung eine neue Richtung gab. Theresie Heyne war 1764 in Göttingen geboren und hatte sich 1784 mit Forster verheirathet, dem sie erst nach Polen, dann nach Mainz folgte. Die Ehe war trotz gegenseitiger Achtung im Ganzen eine unbefriedigende, in dem Umgang mit Huber ging für sie ein neues Leben auf. Huber erhielt 1790 die Gesandtenstelle, verließ beim Ausbruch des Revolutionskrieges mit den übrigen Gesandten Mainz, beging aber die Unvorsichtigkeit, noch einmal dahin zurückzukehren, und kam dadurch in Conflict mit seinen Vorgesetzten. Indessen hätte sich dieser ausgleichen lassen, allein Forster war mittlerweile in die revolutionären Umtriebe verwickelt und mußte infolge dessen nach Frankreich flüchten. Um sich seiner hinterlassenen Frau und Kinder anzunehmen, reichte Huber Februar 1793 seine Entlassung ein und begab sich mit Theresie nach Neuchâtel, wo er von literarischen Arbeiten lebte. So schrieb er 1793 seinen Roman: „Juliane.“ Im November 1793 wagte Forster, was damals sehr gefährlich war, seine Freunde zu besuchen. Er starb zu Paris im Januar 1794. Vier Monate darauf heiratheten sich die beiden. In dieser Zeit hatte Huber auch vielfachen Verkehr mit Frau von Staël. Doch trieb ihn die Unsicherheit des literarischen Erwerbs im Februar 1798 aus der Schweiz nach Tübingen, wo er für Cotta an der „Weltkunde“ und an der „Allgemeinen Zeitung“ arbeitete. Da die letztere wegen des Verbots in Württemberg 1803 nach Ulm verlegt werden mußte, siedelte er sich dahin über. Schon früher hatte er den Titel eines coburgschen Legationsraths erhalten, jetzt bekam er eine einträgliche An-

stellung bei der Regierung. Der Tod seines Vaters rief ihn im Herbst 1804 nach Leipzig. Noch im December desselben Jahres starb er an der galoppirenden Schwindsucht. Das Weitere muß man in dem Briefwechsel zwischen Schiller und Körner nachlesen.

Therese Huber lebte nach dem Tode ihres Gemahls bei ihrem Schwiegersohn in Baiern und erhielt sich von literarischen Arbeiten. 1819 übernahm sie die Redaction des Morgenblattes und starb 1829. — Sie war in ihrer Jugend ein Mitglied des Tugendbundes gewesen, der sich unter den Auspicien der Henriette Herz in Berlin gebildet hatte. Sie war ferner eine intime Freundin von Caroline Schlegel und Caroline von Humboldt. Ihre Erzählungen wurden 1830 von ihrem Sohn B. A. Huber (geb. 1800) herausgegeben.

In dem Nachlaß Hubers interessiren uns namentlich die literarischen Urtheile, die meistens sehr verständig sind. Die Novelle „Weltstinn und Frömmigkeit“ beruht auf Reminiscenzen seines eignen Lebens. Bekanntlich war Huber der erste, der in der „Allgemeinen Literaturzeitung“ ein lebhaftes Wort der Anerkennung für Heinrich von Kleist fand. — Ueber Goethes „Tasso“ sprach er sich 1790 sehr verehrend aus, doch konnte er nicht unterlassen, hinzuzusetzen: „der erste Eindruck ist freilich widrig; es ist eine Art von tragischer Satire, in die man sich nicht gern findet; aber das verschwindet in der Folge immer mehr. Man trifft auch mit dem Dichter eine Art von Uebereinkunft über seine weit-schweifige Behandlung, über seine Auseinandersetzung durch unendliche Monologe, bei denen nicht einmal der Anstrich von Natürlichkeit gesucht worden ist . . . . Man bewundert die seltsame Combination in der äußersten Paradoxie des Gedankens und der höchsten Simplicität der Ausführung.“ — Ueber den Faust sagt er: „es ist ein tolles, unbefriedigendes Gemengsel, aber freilich voll von Schönheiten, die ganz einzig sind. Im Lesen und wenn man fertig ist, fallen verschiedene Stellen auf, in welchen man einen verborgenen Sinn ahnt und die auf eine hohe philosophische Idee des Ganzen zu deuten scheinen; aber ich glaube, daß man sich am Ende irrt, und Goethe scheint im Gange der Geschichte der plumpen Böbelmoral, die in der Tradition liegt, getreu geblieben zu sein. Faust ergibt sich dem Teufel, der ihn lieberlich macht und am Ende holt. In Mephistopheles Plan scheint nichts Anderes zu liegen, als die Sinnlichkeit zum Werkzeug von Fausts Verderben zu machen . . . . Oder meint es Goethe so, daß der Teufel, daß der höhere Geist selbst einen Menschen von Fausts Gehalt mißverstand? Das scheint doch nicht. Vielmehr persiflirt Mephistopheles alles Geistige im Menschen, alle Empfindung, weil ihm anschaulich ist, daß alles das in der Materie, in den Sinnen sich verliert; daß dem kraftvollen Genie das abstracte Denken nicht genügt, gibt er ja als den Keim seines Verderbens an . . . . Daß Goethe darum den hohen menschlichen Werth Fausts

nicht vernachlässigt, macht sein em Genie Ehre, aber es ist peinlich. Das Peinliche löst sich dann freilich am Ende auch in höhere Bewunderung des Dichters auf. Man steht den höchsten Blick, der über dem Teufel und den Menschen schwebt, den frei spielenden Geist, der nirgends durch unzeitige Wahrheit beschränkt, jede relative Wahrheit der Imagination ungeschont aufsaugt und erschöpft."

## Die vier Armeen in der Krim.

### 1.

Ihre Leser erinnern sich vielleicht eines Aufsatzes über die vier in der Krim operirenden Armeen — die französische, englische, türkische und die russische — den ich Ihnen im Monat November des letztvergangenen Jahres übersandte. Was ich zunächst hier niederschreiben will, soll ihm zur Ergänzung, beziehungsweise zur Berichtigung dienen. Auf dem darin abgegebenen Urtheil über die Leistungsfähigkeit der vier Heere beruht die Vorstellung, welche ich mir über den Ausgang des Kampfes auf der taurischen Halbinsel bildete. Vielleicht, daß auch einige Ihrer Leser darin einen erwünschten Anhalt für ihre eignen Reflexionen und Muthmaßungen finden werden.

Die Behauptung ist heute an der Tagesordnung: daß sich neuerdings die öffentliche Meinung, in Betreff der russischen Armee, abermals getäuscht und daß sie ihr ein geringeres Maß von Kraft und Geschick zugeschrieben habe, als sie wirklich besitzt. Dieser Ansicht liegt etwas Wahres zu Grunde, wenn man unter öffentlicher Meinung nur das Urtheil einiger wankelmüthiger Wortführer des Tages versteht; in weiterer Anwendung ist sie unbegründet. Die Verständigen haben nie in Abrede gestellt, daß es dem Zaren nach einer Reihe von Monaten möglich sein werde, über anderthalbhunderttausend Mann auf dem taurischen Chersones zu vereinigen und was die Fehler der Verbündeten anlangt, so liegen sie selbstredend ganz über die Tragweite jeder Voraussicht hinaus. Sie fallen außerdem ausschließlich der höhern Leitung, nicht den Truppen zur Last und stellen letztere aus diesem Grunde nicht tiefer; weniger noch aber die russische Armee höher; denn ungeachtet die englischen und französischen Heermassen in unverantwortlicher Weise geführt wurden, sind die zarischen Streitkräfte seither nicht im Stande gewesen, ihnen irgend etwas Erhebliches anzuhaben; ja die seitherigen Schlachten und alle Gefechte, mit einziger Ausnahme des Angriffs auf den Thurm von Malakow, schlugen zum Nachtheile